

Nachkommen als Nachfolger

Autor(en): **Bürgi, Andres**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **35 (1964)**

Heft 12: **120 Jahre VSA**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808041>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stolz und mit Fachkenntnis. Sein Herz hat er an einen grossen Eber gehängt, dieser ist sein besonderer Freund. Sein erster Brief nach dem Austritt geht nicht an die Hauseltern, sondern: «An meinen Freund den Eber im Erziehungsheim.»

«Geburten im Stall: Nach Möglichkeit ist immer ein pubertierender Bub dabei. Er hilft dem Melker bei seinen Zurichtungen, er leistet Handreichungen bei der Geburt. Er kann fragen und erhält einfache, klare Antworten. Es wird nichts vertuscht. Er selber ist ein Teil des Geschehens. So gestaltet sich ein Teil der sexuellen Aufklärung durch das natürliche Erlebnis. — Und unsere Esel: Spielkameraden für die Kleinsten, — Zugpferde für die Mittleren — und Blitzableiter für Pubertierende. Wenn ein Esel dabei ist, werden die schwierigsten Probleme erträglich!

Wenn ein Esel ziehen hilft, wird jede Arbeit zur interessanten Beschäftigung!

Solange wir einen Landwirtschaftsbetrieb als Tummelplatz für unsere Buben haben, haben wir auch Arbeit und sinnvolle Beschäftigung.»

Und in einem Heim für schwierige Mädchen bekommt auf Wunsch ein jedes ein Schäflein zur persönlichen Betreuung, und da kann es geschehen, dass ein verirrtes Kinderherz, das zuerst nur für sein anvertrautes Tierlein höher schlägt, auch den Weg zum Heimvater oder zum Erzieher, der seine Liebe teilt, wieder findet. Schön ist es auch, dass jedes Mädchen die Schafschur mitmacht und sich aus der selbstgesponnenen Wolle eine Jacke strickt. So liegen auch in der täglichen Arbeit mächtige Faktoren der Herzensbildung. Sie werden aber nur wirksam, wenn es uns gelingt, die Kinder so mit hinein zu nehmen, dass, wie in der Familie, sie am eigenen schaffen, sich mitverantwortlich fühlen, nicht nur Konsumenten, sondern auch Produzenten sind. So hören wir, dass die Buben eines Heims im Seeland sich ganz besonders auf die Traubenlese freuen: «In dieser Zeit fühlen sie, dass sie gebraucht werden. Man muss auf sie zählen können, und das ist wichtig für sie.»

*

Was für Schwererziehbare und Geistesschwache, gilt natürlich auch für die Heime, welche durch intensive Schulung und therapeutische Behandlung bestimmte körperliche Mängel zu beseitigen und zu beheben suchen: für *Blinde*, *Sprachgebrechliche*, *Cerebral-Gelähmte*. Hier kann man staunen über moderne Methoden, welche jedes Restlein von Sinnes- und von Körperkraft noch zur Entwicklung bringen. Auch hier, wo Schulung und Übung im Mittelpunkt stehen, braucht es die ganze Herzkraft der Erzieher, damit eine fröhliche Heimatmosphäre weht. Unvergesslich bleibt mir eine Schulstunde in einem Taubstummenheim, nach welcher der ermüdete Lehrer strahlend erklärte, eine schönere Aufgabe gebe es keine, weil gerade die gemeinsame Bemühung um die Sprache ein festes Band der Liebe um Erzieher und Zögling schlinge.

*

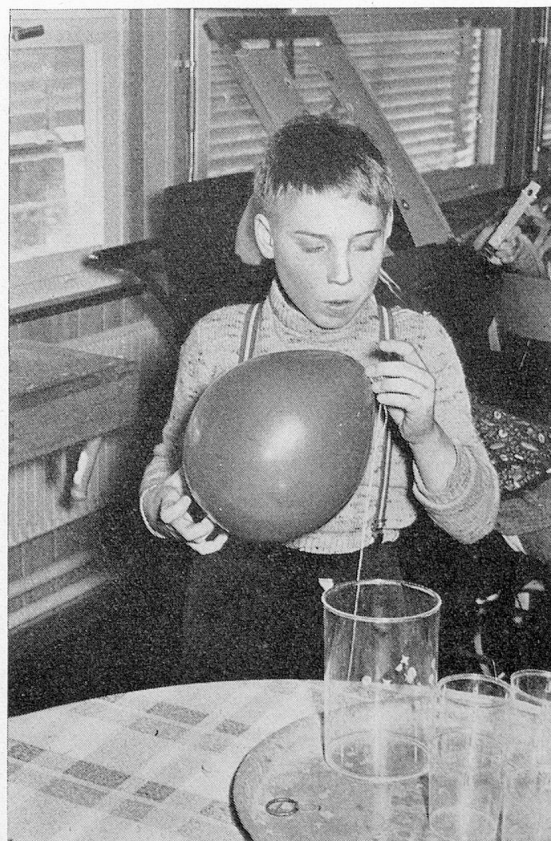
Es wäre ein Unrecht, wollten wir zum Schluss nicht noch auf die *Grenzen* der Heimerziehung hinweisen. Auch das beste Heim ist kein Ersatz für die einigermaßen gute häusliche Erziehung. Die volle Geborgenheit, die grundlose Liebe findet das Kind nur dort. Es gibt sicher Kinder, die auch in der besten Heimluft nicht frei atmen können und für die eine andere

Lösung gefunden werden muss: die Pflegefamilie. Es gehört aber zu den Bemühungen heutiger Heimleiter, das Kind seiner eigenen Familie nicht zu entziehen, vielmehr die Beziehung zu pflegen und die Eltern der Kinder womöglich zu *Mitarbeitern* zu gewinnen. So formuliert ein Heimvater dem natürlichen Vater des Kindes gegenüber seine Wünsche, Ratschläge so, dass dieser meint, gerade das stamme aus seiner eigenen Einsicht. Das Wörtlein *wir*, das Gleichberechtigung betont, statt des selbstbewussten *ich*, kann da wahre Wunder wirken.

Wir alle können dazu beitragen, dass die düstern Anstalten von einst immer mehr zu Heimstätten werden. Die Heimleiter, welche statt der früheren äusseren Autorität eine durch die Herzkraft geleitete innere Autorität ausüben, müssen sich von der Allgemeinheit gestützt und getragen spüren. Junge Menschen, welche sich zu dieser Arbeit hingezogen fühlen, sollen ermutigt werden, sich das nötige Rüstzeug dazu zu erwerben.

Nachkommen als Nachfolger

Vier oder fünf Generationen haben in den letzten 120 Jahren an dem Werk mitgearbeitet. Aber nur wenige davon arbeiten in der zweiten oder dritten Generation am gleichen oder ähnlichen Werk. Eine «Berufsvererbung» oder Berufstradition, die vom Vater auf die Kinder übertragen wird, ist selten. Von Aussenstehenden



14jähriger in der Zürcherischen Pflegeanstalt für geistesschwache, bildungsunfähige Kinder in Uster

wird in der Regel kaum erwartet, dass Nachkommen von Heimeltern in der gleichen Arbeit weiterfahren. Geschieht es dennoch, wird dies mit Verwunderung zur Kenntnis genommen. Kinder, deren Eltern in der geschlossenen Fürsorge tätig sind, werden von Aussenstehenden vielmehr als «arme Kinder» bezeichnet. Warum das? Wird die Arbeit falsch eingeschätzt? Macht man sich ein falsches Bild von den familiären Verhältnissen im Heim? Aber auch die Kinder selbst haben oft eine mehr oder minder versteckte Abscheu gegen das Heimleben. Auch kommt es vor, dass Eltern ihren Kindern abraten, wieder in die gleiche Arbeit einzutreten oder dies im stillen hoffen, aus dem Wunsch heraus, dass ihre Kinder es besser haben sollen.

Wie kommt es zu diesen Anschauungen? Ist es, weil die Opfer, die verlangt werden und gebracht werden müssen, zu gross sind? Ist es, weil der geforderte Kräfteinsatz ein gewöhnliches Mass übersteigt? Kann es überhaupt eine zeitgerechte Form der geschlossenen Fürsorge geben, die die Berufsabwanderung vom Heimberuf aufhält?

Die Heimeltern und ihre leiblichen Kinder wohnen und leben miteinander am Arbeitsplatz. Die Kinder sehen also ihre Eltern täglich im Beruf, das heisst nicht nur während der Freizeit. Die Kinder haben eine direkte Beziehung zum Beruf des Vaters bzw. zum Beruf der Eltern. Man sollte also eigentlich erwarten, dass hier um so eher wieder der gleiche Beruf ergriffen wird, so wie dies früher der Fall war, als der Sohn in vielen Fällen zum Nachfolger des Vaters wurde — sei es aus Tradition oder aus echter Neigung.

Um die spezifischen familiären Verhältnisse einer Heimleiter- bzw. Heimerzieherfamilie klarer zu sehen, möchte



Cerebral gelähmtes Kind im Gebrechlichenheim Kronbühl SG

ich in groben Zügen die Situation einer Heimleiterfamilie mit der einer Landarztfamilie vergleichen. Der Landarzt wird von seinem Beruf in einem Masse beansprucht, das sein Leben und das seiner Familie nicht unbeeinflusst lässt. Er leistet Verzicht auf Bequemlichkeit, auf Unabhängigkeit, er kennt keinen regelmässigen Stundentag. Mit ihm leistet die Familie Verzicht — mehr oder weniger — selten oder oft. Sein Leben und das seiner Familie wird nun wohl beeinflusst, geformt und eingeschränkt; es ist jedoch nicht zum vornherein anders angelegt als das Leben einer «normalen» Kleinfamilie. Der Arzt kehrt zurück nach Hause, schliesst die Tür, und in einer starken Vereinfachung kann man wohl sagen, dass nur das Telefon als Anspruch von aussen bleibt. Der Heimleiter weiss sich hingegen von vornherein in einer anderen familiären Lebensweise. Er wohnt am Arbeitsplatz. Seine Intimsphäre ist in einem mehr oder weniger starken Masse zugleich die einer anderen Menschengruppe. Jede Mahlzeit wird mit den ihm Anempfohlenen geteilt. Der Heimleiter teilt von Berufs wegen alles, was sonst persönlich bleibt, was ihm und seiner Familie gehört, mit den ihm Anvertrauten, mit den Zöglingen: Arbeit, Gebet, Mahlzeit und Geselligkeit. Nicht Frau und Kind, nicht die Sippe, sondern die willkürliche Zusammensetzung einer Menschengruppe, zusammengesetzt nach ausserfamiliären Gesichtspunkten, bestimmen seine Lebensform. Sein nächster Lebenskreis wird geformt durch die beruflichen Gegebenheiten und Forderungen.

Es fragt sich nun, ob diese Art der «Familienüberfremdung», die ein Verzicht auch für die Kinder der Heimeltern bedeutet, einer der Hauptgründe dafür ist, dass sich die Kinder eher von der Heimarbeit abwenden. Darauf müsste man fragen, ob das Heim im Familienstil noch vertretbar und notwendig ist, vor allem von der Ueberforderung der Heimeltern her gesehen. Hängt das Blühen der Heimatmosphäre vom Grade des persönlichen Einsatzes, der Identifikation, von der persönlichen Präsenzzeit ab? Vielleicht könnte der Heimleiter durch Neuorganisation des Heimes ein verlorengegangenes Stück seiner persönlichen Freiheit zurückgewinnen und damit die seelische Gesundheit und die seiner Familie sichern. Denn diese Neubesinnung könnte unter Umständen bewirken, dass Nachkommen zu Nachfolgern werden.

Das Problem schiene gelöst, wenn man dieser Schlussfolgerung voll Glauben schenken könnte. Von der Praxis her ergeben sich jedoch so viele Einschränkungen, nicht nur von der betrieblichen Seite her (Personal), sondern schon allein dadurch, dass jeder Heimleiter eine Persönlichkeit für sich ist, die den Charakter ihres Heimes, ihrer Familie formt, und jedes Familienglied ist wieder eine neue Individualität, so dass sich keine Schlüsse wie mit bekannten Grössen ziehen lassen. Die genannten Faktoren beeinflussen sich untereinander, sie stehen in steter Beziehung, das heisst praktisch: Was in einem Heim unter diesen Umständen möglich, ideal bzw. unmöglich ist, wirkt sich im andern Heim durchaus gegenteilig aus. Das heisst auf keinen Fall, dass die Neuorganisation des Heimes nicht sachlich und ausführlich diskutiert werden sollte, die Verwobenheit des Problems zeigt nur, wie relativ theoretisch Ueberlegungen bleiben müssen, wenn Personen die Organisation eines Heimes beleben, verändern und verwirklichen.

Andres Bürgi